

Ausstellung: Wer ist meine Lehrperson? Eine
intersektionale Perspektive für ein anderes Denken
Soziologische Autoanalysen

«Trotz der in der Schweiz verankerten Religionsfreiheit
wurden sie oft abgelehnt, nur wegen eines Stücks Stoff.»

TEIL 1: BOURDIEU & PASSERON UND «DIE REPRODUKTION» (BOURDIEU & PASSERON, 1971)

Ich würde mich selbst der unteren Mittelschicht zuordnen. Meine Eltern haben nicht studiert; ihr höchster Bildungsabschluss ist das Diplom der Orientierungsschule. Sie hatten nie besonders hohe Einkommen und arbeiteten immer für jemanden. Mein Vater ist Taxifahrer, meine Mutter Hotelrezeptionistin. Trotz finanzieller Herausforderungen hatten wir immer ein Zuhause und konnten uns vieles leisten, jedoch nicht im Überfluss. So bekam ich beispielsweise nicht regelmässig Taschengeld, da unsere finanzielle Situation nicht besonders stabil war.

Betrachtet man die verschiedenen Arten von Kapital nach Bourdieu, so verfügten meine Eltern über ein gewisses soziales Kapital. Mein Vater pflegte vor allem Kontakte innerhalb der türkischen Gemeinschaft, während meine Mutter durch Sprachkurse und die Arbeit ein breiteres Netzwerk mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten aufbaute. Das ökonomische Kapital unserer Familie war begrenzt, da meine Eltern zusammen ein durchschnittliches Einkommen hatten. Dennoch legten sie grossen Wert auf kulturelles Kapital. Meine Mutter förderte uns Kinder aktiv in verschiedenen Bereichen: Neben der regulären Schule schickte sie mich einmal wöchentlich in eine türkische Schule, um unsere kulturellen Wurzeln zu stärken. Zudem ermutigte sie mich und meine Geschwister dazu, vielfältige Aktivitäten auszuüben, darunter Theater, Instrumentalunterricht, Fussball und Schwimmen.

Mein eigenes soziales Kapital hat sich im Laufe der Zeit erweitert. Ich habe einen grossen Freundeskreis aus verschiedenen Nationalitäten, den ich sowohl in der Schule als auch in der Pfadfindergruppe aufgebaut habe, in der ich seit sechs Jahren aktiv bin und mittlerweile eine Leiterin bin. Darüber hinaus besuche ich eine Musikschule, wo ich Gesangsunterricht nehme und ebenfalls viele Menschen kennengelernt habe. Mein ökonomisches Kapital ist derzeit begrenzt, da ich neben meinem Studium an der Pädagogischen Hochschule nicht regelmässig arbeite. Allerdings verdiene ich mir durch Nachhilfestunden für Primarschüler:innen etwas Geld hinzu.

Einfluss auf meine Bildungswahl hatten auch meine familiären Vorbilder. Mein Grossvater und meine Tante sind beide Lehrpersonen, allerdings in der Türkei. Ich habe ein enges Verhältnis zu ihnen und sehe sie als Inspirationsquelle. In der Schweiz kannte ich jedoch zunächst niemanden direkt aus diesem Berufsfeld. Die Arbeit mit Kindern machte mir jedoch durch die Pfadi so viel Freude, dass ich mich entschied, Lehrperson zu werden.

Meine Eltern hatten aufgrund ihres Migrationshintergrunds eine eingeschränkte Beziehung zum Bildungssystem der Schweiz. Sie konnten nach ihrer Ankunft nicht studieren, da sie die Landessprachen nicht beherrschten. Trotzdem spielte meine Mutter eine bedeutende Rolle in meiner Schullaufbahn: Sie las mir regelmässig auf französisch und türkisch vor, liess mich deutsche Geschichten hören und ermutigte mich, deutsche Filme und Serien zu schauen. Auch wenn sie mir bei den Hausaufgaben nur bedingt helfen konnte, erhielt ich gelegentlich Unterstützung von meiner Tante, die in der Schweiz aufgewachsen und Universitätsstudentin war. Allerdings hatte sie nicht oft Zeit für mich.

Als ich es ins Kollegium schaffte, waren meine Eltern sehr stolz, da sie selbst nicht die Möglichkeit hatten zu studieren. Meine Entscheidung, an der Pädagogischen Hochschule zu studieren, wurde von ihnen mit grosser Unterstützung begleitet. Für sie bedeutete dies einen sozialen Aufstieg, da der Beruf der Lehrperson gesellschaftlich höher angesehen ist als ihre eigenen Berufe. Zudem werde ich als Lehrerin voraussichtlich mehr verdienen als sie.

Besonders meine Mutter hatte früh an mein Potenzial geglaubt: Während ich selbst unsicher war, ob ich in die Sekundarklasse A wechseln sollte, bestärkte sie mich in dieser Entscheidung. Letztlich konnte ich mich nicht nur in der A-Klasse behaupten, sondern schaffte es bis ins Kollegium. Auch meine Lehrpersonen bestätigten meine schulischen Leistungen und bestärkten mich in meiner Entwicklung.

Aus der Perspektive von Bourdieu und Passeron lässt sich meine Bildungsbiografie gut mit ihrem Konzept der Reproduktion sozialer Ungleichheiten verknüpfen. Obwohl meine Familie wirtschaftlich nicht privilegiert war, wurde mir durch das kulturelle Kapital meiner Mutter, ihre Wertschätzung für Bildung und ihre gezielte Förderung, ein sozialer Aufstieg ermöglicht. Gleichzeitig zeigt meine Erfahrung, dass auch strukturelle Bedingungen eine Rolle spielen: Ohne Unterstützung durch meine Familie und Lehrpersonen hätte ich möglicherweise nicht den Weg ins Kollegium und zur Pädagogischen Hochschule eingeschlagen. Dies unterstreicht Bourdieus These, dass Bildungschancen nicht nur durch individuelle Leistungen, sondern auch durch die vorhandenen Ressourcen und das soziale Umfeld geprägt werden.

TEIL 2: GOFFMAN UND «STIGMATA» (GOFFMAN, 1967)

In jeder Gesellschaft existieren bestimmte Normen. Wer von diesen abweicht, wird oft stigmatisiert. Allerdings sind Normen nicht statisch, sondern abhängig von gesellschaftlichen Gruppen und verändern sich mit der Zeit. Je nach Kontext kann eine Person in einer Gruppe völlig unauffällig sein, während sie in einer anderen aufgrund äusserer Merkmale oder Verhaltensweisen auffällt und ausgegrenzt wird.

Ich selbst habe in meiner Schulzeit Stigmatisierung erfahren, insbesondere in der Primarschule, weil ich die deutsche Sprache nicht gut beherrschte. Dadurch konnte ich nicht mit allen Kindern spielen und fühlte mich manchmal ausgeschlossen. Da ich ursprünglich aus der Türkei komme und meine Muttersprache Türkisch ist, war der Spracherwerb eine Herausforderung, und ich wurde stark mit der deutschen Sprache und anderen Nationalitäten konfrontiert. Diese Stigmatisierung ist sozial bedingt und gehört somit zu phänotypisches Stigma.

Auch in meinem Umfeld habe ich Stigmatisierung beobachtet. Meine Mutter, meine Cousine und andere Familienmitglieder hatten Schwierigkeiten, eine Arbeitsstelle zu finden, weil sie ein Kopftuch trugen. Trotz der in der Schweiz verankerten Religionsfreiheit wurden sie oft abgelehnt, nur wegen eines Stücks Stoff. Das empfand ich als unfair und verletzend, da ihre beruflichen Chancen dadurch stark eingeschränkt waren.

In der Schulzeit war ich auch Zeugin von Mobbing. Ein Mädchen aus Deutschland wurde stark ausgegrenzt, weil sie etwas fülliger war als die anderen. Sie war freundlich und hatte niemandem etwas getan, aber dennoch wollten viele nichts mit ihr zu tun haben. Besonders in Erinnerung blieb mir eine Situation in einem Wasserpark, als andere Kinder sie gehänselt haben, sie würde auf der Rutsche steckenbleiben. Das brachte sie zum Weinen, und ich empfand es als sehr ungerecht. Hierbei handelt es sich um eine körperliche Stigmatisierung.

Obwohl ich mich oft nicht der Mehrheit zugehörig fühle, ertappe ich mich manchmal dabei, mich unbewusst an die Norm anzupassen. Beispielsweise spreche ich die vorherrschende Sprache oder halte meine Meinung zurück, wenn sie von der Mehrheitsmeinung abweicht. Die Mehrheit wird oft als Massstab für die Norm gesehen, auch wenn nicht jeder ihr entspricht.

In meiner Familie wurde grosser Wert daraufgelegt, nicht zu freizügig gekleidet zu sein. Dennoch wurde uns nie vermittelt, dass dies die allgemeingültige Norm sei. Wir hatten unsere eigenen Werte,

aber gleichzeitig haben wir gelernt, andere Lebensweisen zu respektieren. Als meine beste Freundin uns einmal in einem bauchfreien Top besuchte, war das für uns kein Problem. Wir akzeptierten ihre Kleidung, auch wenn sie nicht unserer familiären Norm entsprach.

Meine Erfahrungen mit Stigmatisierung und gesellschaftlichen Normen haben auch meine Berufswahl beeinflusst. Ich möchte Kindern vermitteln, dass Unterschiede normal und in Ordnung sind. Niemand sollte ausgeschlossen werden, nur weil er oder sie anders ist. Denn man kann sich in einer Gruppe zur Mehrheit zählen, aber an einem anderen Ort schnell zur Minderheit gehören. Ausgrenzung tut weh, und ich möchte dazu beitragen, dass niemand dieses Gefühl erleben muss.

TEIL 3: GOFFMAN UND "DAS ARRANGEMENT DER GESCHLECHTER"

Ich habe das Gefühl, dass ich den normativen Kriterien meines Genders weitgehend entspreche, vor allem in Bezug auf meinen Kleidungsstil und mein Zimmer, das eher feminin dekoriert ist. Ich trage sowohl Kleider als auch Hosen und schminke mich. Gleichzeitig genieße ich aber auch Aktivitäten, die gesellschaftlich oft eher Männern zugeschrieben werden, wie Fussball schauen oder Autofahren. Dennoch sehe ich diese nicht als rein männlich, sondern als durch soziale Normen so klassifiziert. Diese Vorstellungen sind kulturell geprägt und verändern sich mit der Zeit. So galten beispielsweise Hosen früher als reine Männerkleidung, während sie heute für alle Geschlechter selbstverständlich sind.

An dieser Stelle ist es hilfreich, zwischen dem biologischen Geschlecht (engl. sex) und dem sozialen Geschlecht (gender) zu unterscheiden: Das biologische Geschlecht bezieht sich auf körperliche Merkmale wie Chromosomen, Hormone und Genitalien und wird einem Menschen bei der Geburt zugewiesen (z. B. männlich, weiblich oder intersexuell). Gender hingegen beschreibt die soziale und kulturelle Rolle eines Menschen – also wie jemand sich selbst versteht, wie man sich gibt, kleidet, verhält oder von anderen wahrgenommen wird. Gender ist vielfältig, individuell und kann sich im Laufe des Lebens verändern. Ich habe kein Problem, Dinge zu tun, die als „typisch männlich“ gelten. Meiner Meinung nach sollte jede:r das tun, was er oder sie möchte, ohne Aktivitäten oder Kleidungsstile einem bestimmten Geschlecht zuzuordnen. Gesellschaftliche Erwartungen können Menschen einschränken und ihnen das Gefühl geben, sich an bestimmte Regeln halten zu müssen, um akzeptiert zu werden. Doch letztlich sollte Individualität im Vordergrund stehen, da persönliche Interessen und Vorlieben nichts mit dem Geschlecht zu tun haben sollten.

In meiner Schulzeit habe ich mein Gender nicht als besonders prägend erlebt, und ich denke nicht, dass es einen Einfluss auf meine Schullaufbahn hatte. Allerdings habe ich beobachtet, dass Jungen und Mädchen manchmal unterschiedlich behandelt werden. Beispielsweise werden Mädchen eher für ihr soziales Verhalten gelobt, während Jungen häufiger für ihre Durchsetzungsfähigkeit Anerkennung erhalten. Solche unterschweligen Unterschiede können langfristig das Selbstbild und die beruflichen Entscheidungen beeinflussen.

Bei meiner Berufswahl sehe ich keine direkte Verbindung zu meinem Geschlecht, allerdings gibt es in einigen Berufen deutliche geschlechtsspezifische Stereotype. Besonders in sozialen und pädagogischen Berufen wird von Frauen oft erwartet, dass sie eine natürliche Fürsorglichkeit

mitbringen, während Männer in diesen Bereichen häufiger unter besonderer Beobachtung stehen. Im ersten Zyklus des Lehrberufs müssen Männer oft sensibler mit Themen wie Körperkontakt umgehen, um nicht missverstanden zu werden. Frauen hingegen haben in dieser Hinsicht weniger Sorgen, da sie gesellschaftlich als Mütter oder potenzielle Mütter betrachtet werden.

Diese unterschiedliche Wahrnehmung zeigt, dass Geschlechterrollen tief in der Gesellschaft verwurzelt sind und selbst in modernen Berufen noch Einfluss haben können. Trotz dieser Normen ist es wichtig, sich nicht durch Erwartungen einschränken zu lassen. Die Gesellschaft entwickelt sich weiter, und mit ihr sollten auch unsere Vorstellungen von Geschlecht und den damit verbundenen Rollen aufbrechen. Jeder Mensch sollte die Freiheit haben, seine Interessen zu verfolgen, unabhängig davon, ob sie als typisch männlich oder typisch weiblich gelten.

LITERATURVERZEICHNIS

Bourdieu, P. & Passeron, J.-C. (1971). Die Illusion der Chancengleichheit. Stuttgart: Ernst Klett Verlag

Goffman, E. (1967). Stigma. Über die Techniken beschädigter Identität. Frankfurt: Suhrkamp Verlag

Goffman, E. (1994). Interaktion und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag